

Jesus, der Heiland in seiner Zeit

Um zu verstehen, vor welchem zeitgeschichtlichen Hintergrund sich das Leben Jesu abgespielt hat, werden hier Auszüge aus der soliden Jesus-Biographie von Henri Daniel Rops aufgeführt, mit besonderem Fokus auf die Messiaserwartung der Juden in Palästina

Der Schutzherr und seine Schützlinge

Wenn man die Geschichte Jesu betrachtet, darf man die Anwesenheit der Sieger in Palästina nicht aus den Augen verlieren. Auf dem Hintergrund des Evangeliums zeichnet sich die Silhouette des römischen Soldaten in Helm und roter Chlamys ab, und man muss im nächtlichen Jerusalem den rhythmischen Ruf der Prokuratorengarde hören, die auf den Türmen der Burg Antonia Wache hält. Man versteht den Ablauf des Prozesses Jesu und seinen tragischen Ausgang nur, wenn man sich der ungeheuren Macht erinnert, die Pilatus besaß. Judäa glich weniger einem von einer fremden Armee besetzten Land als einer Kolonie, in der ein weißes Volk, ohne sich mit der eingeborenen Bevölkerung zu vermischen, auf allen Gebieten, die seine Interessen berühren, seine Herrschaft ausübt.

In ihrer Methode der Kolonialverwaltung bewiesen die Römer jenen Wirklichkeitssinn, der ihre Macht begründet hatte. Ihre Beamten verstanden es, den örtlichen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen, um die Besiegten besser zu beherrschen und sie in der Hand zu behalten. Sie verwalteten Sizilien und Sardinien, die seit langem an der Bedrückung durch die Karthager gewöhnt waren, nicht in derselben Weise wie Palästina, wo, wie sie wohl wussten, der durch tausendjährige Überlieferung genährte Nationalstolz unausrottbar war. Sie suchten den Juden den Eindruck zu geben, dass sie in Dingen, die ihnen besonders am Herzen lagen, und namentlich in Glaubensangelegenheiten, vollkommen frei seien: das hinderte sie keineswegs daran, die Hohenpriester abzusetzen, wenn sie sich nicht gefügig zeigten: das geschah acht Priestern in der Zeit zwischen den Jahren 6 und 41. Die Steuern, die drückend waren, wurden von einheimischen Beamten eingehoben, den „Zöllnern“, über die sich der Zorn des Volkes entlud. Gelegentlich schürte man den Zwist zwischen den Parteien, die sich in Jerusalem heftig

befehdeten. Die Engländer begnügten sich mit hunderttausend Mann, größtenteils Eingeborenen, um dreihundert Millionen Inder zu beherrschen; Rom hatte keine Legionen in Palästina, sondern Hilfstruppen, Syrer, Samariter, Griechen und Araber, drei Kohorten Infanterie und etwa fünfhundert Mann Kavallerie, im ganzen etwa dreitausend Mann.

Im Prinzip wurde die Souveränität der Tetrarchen anerkannt; aber wir haben gesehen, dass Augustus Archelaos absetzte, und später war einzig der Wille des Kaisers für die Rückgabe des Thrones an Herodes Agrippa I. maßgebend. Der Prokurator unterhielt mit diesen Duodezfürsten äußerst höfliche Beziehungen, obwohl er sehr gut wusste, dass er jeden Augenblick gezwungen sein konnte, gegen sie vorzugehen, oder dass er von dem einen oder dem andern beim Kaiser verklagt werden konnte.

In Wirklichkeit aber war das eigentliche Gefühl, das die Römer gegen die Juden hegten, eine vollkommene Verachtung, wie jene Mischung aus Geringschätzung, Gleichgültigkeit, beinahe absichtlicher Verständnislosigkeit... Pontius Pilatus sah die Juden wahrscheinlich als eine Gattung wunderlicher Tiere oder schlecht entwickelter Kinder an, die man von Zeit zu Zeit züchtigen muss, wenn man Scherereien vermeiden will, die man aber nicht allzu ernst zu nehmen braucht. Das tritt sehr deutlich in seiner Haltung gegenüber der Menge im Prozess Christi zutage. Er hütete sich wohl, in Jerusalem inmitten des Geschreis und Gestanks dieser Fanatiker zu wohnen: Cäsarea, die neue Stadt am Ufer des Meeres, bot größere Annehmlichkeiten. Es ist durchaus sicher, dass die Mehrzahl dieser hohen römischen Beamten die echte Größe des auserwählten Volkes, sein tausendjähriges Streben nach einer mehr und mehr vergeistigten Religion, die Kraft seiner monotheistischen Glaubensüberzeugung, die

unermüdliche Hartnäckigkeit, mit der es dem Schicksal Trotz bot, seelenruhig ignorierte.

Dieser mehr oder weniger ausgesprochenen Verachtung stand auf der ändern Seite ein Stolz gegenüber, der keineswegs stumm blieb. Dieser Stolz war gewissermaßen der Schutz der jüdischen Volksgemeinschaft gewesen, der sie daran gehindert hatte, den seit fünfhundert Jahren wirk-samen Einflüssen und Verlockungen des Heidentums nachzugeben. Er gründete sich auf die Gewissheit, dass die Vorzugsstellung des Volkes Israel jede menschliche Machtstellung übertreffe und dass die politischen Umstände ihr nicht den geringsten Eintrag tun könnten. Wenn Jesus seinen Getreuen sagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen“, so protestieren die Juden: „Wir sind Abrahams Kinder und sind nie irgend jemandes Knecht gewesen. Wie kannst du sagen, ihr werdet frei werden?“ (Joh. VIII, 31-35). Der Prokurator, die römischen Soldaten, die Steuern, die an den Kaiser abgeführt werden mussten – was kümmer-te das sie? Die wahre Unabhängigkeit ist die innere Freiheit. Mehr als je fühlte sich das Volk Jakobs, das Volk Mosis und der Propheten in seinem Unglück unter Gottes Schutz. Wenn die Römer die Juden verachteten, so waren sie in den Augen des Volkes Gottes nicht einmal Menschen.

Die Beziehungen zwischen diesen beiden Mächten, die auf so verschiedenen Ebenen stan-den, waren nicht ganz leicht. Jeden Abend, wenn die Trompete des Hassan die Gläubigen zur Minha rief, hörte auch der letzte Jude aus ihrem Ton einen verächtlichen Protest gegen diese Fremden heraus, die, weil sie augenblicklich das Gelobte Land besetzt hielten, sich einbildeten, sie beherrschten das Volk des Allerhöchsten. Hat der heutige Jude eine andere Meinung von dem Goi? Es überrascht nicht, dass sich unter solchen Umständen zahlreiche Zwischenfälle ereigneten.

Manchmal waren es wirkliche Kämpfe mit den Römern oder den herodianischen Fürsten, ihren Knechten.

Selbst wenn der Widerstand gegen die Koloni-almacht sich nicht offen kundgab, war er doch vorhanden und beinahe einmütig. Die Gruppe der Herodianer, von denen das Evangelium spricht (Mark. III, 6 und XII, 13; Matth. XXII, 16) und in der man manchmal eine für die Römer und die Dynastie der Idumäer gewonnene Partei gesehen hat, scheint aus Politikern bestanden zu haben, die in einem guten Einvernehmen mit den Römern nicht so sehr ihre persönlichen Interessen als ihre

Zukunft zu sichern suchten und sich dem gegen-wärtigen Zustand anzupassen trachteten. Die große Majorität der Juden war nicht geneigt, jenen Zeloten zu folgen, die als fanatische Nationalisten und kompromisslose Gesetzestreue zur Zeit Christi gegen die Römer und jene unter ihren Landsleuten, die sie für allzu fügsam ansahen, einen terroristischen Kampf begannen, jenen „Messerhelden“, die vom Beginn der Regierung des Herodes Agrippa I, an Zahl gewaltig zunah-men und die wirkliche Verantwortung für die Kata-strophe des Jahres 70 trugen. Aber gewiss hätten alle Einwohner Palästinas jenes traurige Wort des Josephus Flavius unterschreiben können, mit dem er die Lage umreißt: „Man sah viele Dinge mit Abscheu, und dennoch duldeten man sie.“

Die geschlossene Gesellschaft

So erklärt sich die innige Mischung aus Religion und Politik, die den jüdischen Staat in den Tagen Jesu zu einem einzigartigen Fall in der Geschich-te macht. Einerseits galt das ausschließliche Interesse des glaubenstreuen Hebräers den religiösen Belangen und der Bewahrung des Glaubens, andererseits spielte die Religion, da sie ja geradezu das Rückgrat der nationalen Existenz war, eigentlich eine echt politische Rolle. Ein religiöser Rechtsfall musste unter diesen Umstän-den sofort zu einer politischen Angelegenheit werden, und man kann darauf zählen, dass die jüdische Schlaueit es verstand, die römischen Beamten nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen!

Das einzige Wort, das den politischen Zustand des kleinen Reststaates Israel zutreffend be-zeichnet, heißt Theokratie; alles sollte dort im Namen Gottes und unter seinen Augen gesche-hen: eines freilich noch immer recht kleinlichen, pedantischen und wütend nationalistischen Got-tes. In allem, was nicht ihre unmittelbaren Inter-esen beeinträchtigte, ließen die Römer ihren Schutzbefohlenen große Freiheit. Unter der Be-dingung, dass die Ordnung aufrechterhalten bliebe und die Steuern gezahlt würden, dachten sie nicht daran, sich in die unendlichen Streitig-keiten und unzähligen Verwicklungen zu mischen, in denen dieses komische Volk sich gefiel: Das scheint entschuldbar und entspricht der Gepflo-genheit Roms; aber in gewissem Sinn entglitten ihnen die Juden dadurch, und es gab ein schreck-

liches Erwachen, als im Jahre 70 der große Aufstand ausbrach!

An der Spitze dieses Staates stand der Hohepriester als religiöses Oberhaupt und religiöser Zeremonienmeister, dem allein es oblag, an gewissen Festtagen den Gottesdienst im Tempel zu verrichten, zum Beispiel am Sühnetag. Aber diese religiöse Vorzugstellung machte ihn auch zum politischen Oberhaupt der Volksgemeinschaft, ungefähr zu einem Staatspräsidenten, der gleichzeitig Papst oder mindestens Erzbischof wäre. Die Hasmonäer, die manche von den Makkabäern herleiteten, hatten die Würde des Herrschers und des obersten Priesters in ihrer Hand vereint und so den Weg zur Personalunion zwischen diesen beiden Machtbereichen bereitet. Zwar hatten zuerst Herodes und später die Römer das Betätigungsfeld dieser hohen Würdenträger bedeutend eingeschränkt und dadurch, dass sie sie zu Vasallen machten, einen unmittelbaren Druck auf die gesamte jüdische Politik ausgeübt. Im Prinzip wurden die Hohenpriester auf Lebenszeit gewählt; in der Praxis hatte sich der Gebrauch herausgebildet, sie häufig abzusetzen. Immer ehrgeizig, oft käuflich, waren sie weit davon entfernt, die erhabene Autorität zu verkörpern, die den Stellvertretern des Allerhöchsten angemessen gewesen wäre. Zwei Familien stritten sich um das Pektorale und die Mitra, die des Boetus und die des Annas; Josephus hat den letzteren „selig“ gepriesen, weil fünf von seinen Söhnen ihm in diesem Amt nachfolgten, ganz abgesehen von seinem Schwiegersohn, was jedenfalls einen ausgeprägten Familiensinn bezeugt. Im Jahre 29 war es eben dieser Schwiegersohn, Kaiphas, der seit dem Jahre 18 dieses höchste Amt bekleidete: Annas kränkte sich deshalb nicht übermäßig, denn der sehr mittelmäßige Kaiphas ließ seinen Schwiegervater die wirksame Rolle eines Mentors spielen.

In der Ausübung ihres priesterlichen Amtes waren sie von einer ganzen Schar von Priestern, Leviten, Opferpriestern, Vorbetern, Schatzmeistern, Tempeldienern, Musikern und Torhütern umgeben. Gewiss fünfundzwanzigtausend Menschen lebten so vom Tempel und wurden durch die ungeheuren Summen versorgt, die nicht nur die im Heiligen Land wohnenden Juden beisteuerten, sondern auch jene, die, in alle Windrichtungen zerstreut, im großen Römischen Reich lebten. Nur die Aaroniten, die Nachkommen des Bruders Mosis, durften die bis ins kleinste vorgeschriebenen gottesdienstlichen Riten ausüben, die Opfer-

gaben und die großen Schlachtopfer darbringen. Die einfachen Leviten waren auf die untergeordneten Aufgaben beschränkt. Weder die einen noch die anderen übten einen großen Einfluss aus, seit die Schriftgelehrten aufgetreten waren.

Diese Klasse von Männern hatte sich während des Babylonischen Exils herausgebildet. In jener Zeit hatte das auserwählte Volk, das von seinem Tempel entfernt und aller Mittel beraubt war, seinen Kult nach dem vorgeschriebenen Ritus zu feiern, sich an das einzige Gut geklammert, das ihm verblieben war, zufällig ein nichtweltliches Gut, das in einigen Schriftrollen, besonders aber im Gedächtnis auf den Wüstenstraßen mitgeführt werden konnte: das Gesetz. So waren Spezialisten der *Thora* aufgetaucht, die mit der Spitzfindigkeit und unermüdlichen Hartnäckigkeit, die den jüdischen Geist auszeichnet, die Gesetzesvorschriften wiederholten, kommentierten und lehrten. Um jeden von ihnen hatten sich Gruppen von Frommen gebildet, die aus ihren Lehren einen immerwährenden Trost schöpften. Diese Hörer und Jünger hatten ihren Meistern den später allgemein gebräuchlichen Titel *Rab* oder *Rabbi* gegeben, der „groß“ oder „meine Größe“ bedeutet. Als das Volk Jahves später in das Land seiner Ahnen zurückgekehrt war und sich zu einer kleinen, festgeschlossenen Gemeinschaft umgewandelt hatte, deren sicherster Schutzwall das Gesetz bildete, war der Einfluss der Schriftgelehrten, die es bis in seine innersten Falten kannten, ständig gewachsen. Zur Zeit Christi bildeten sie eine regelrechte Kaste, in die man in früher Jugend eintrat und in der ein sehr lebhafter Wettstreit in geistlichen Dingen herrschte, eine Kaste, deren Einfluss unendlich viel tiefer war als der der offiziellen, in ihrem Ritualismus befangenen Diener Jahves.

Diese beiden Richtungen, die Priester und die Schriftgelehrten, waren im Schoße einer Institution vertreten, die dem Hohenpriester bei seinen Aufgaben zur Seite stand: im großen Synedrium. Das war eine Art Senat, ein Rat der Alten. Die Überlieferung führte seinen Ursprung bis auf Moses zurück. In Wirklichkeit hatte sich diese Einrichtung in den letzten fünfhundert Jahren herausgebildet, war zuerst von den Seleukidenkönigen gefördert und später offiziell von Rom anerkannt worden, das sich ihrer bediente, um die ganze Volksgemeinschaft zu beeinflussen. Seiner Zusammensetzung nach war es eine aristokratische Körperschaft: ihr Kern wurde von den „Ältes-

ten“ und den Hohenpriestern gebildet, das heißt von den Vertretern der beiden Adelsklassen, der geistlichen und der weltlichen. Der Hohepriester stand an der Spitze, und alle aus dem Amt geschiedenen Hohenpriester waren Mitglieder. Aber nach und nach hatten sich zahlreiche Schriftgelehrte Eingang verschafft, die „Gesetzeskundigen“, die mehr volkstümliche Neigungen hatten und denen ihre unbestreitbare Fachkenntnis einen zunehmenden Einfluss sicherte. Endlich umfasste der Hohe Rat die einfachen Frommen, die Ältesten. Zugleich Staatsrat, Oberster Gerichtshof und geistliche Behörde, war diese Versammlung von siebzig Notabein die leitende Stelle in den verwickelten Belangen, wo Politik und Religion sich berührten. Vor diesen Rat wurde Jesus gestellt, zugleich wegen Aufruhrs gegen das Gesetz und wegen Störung der Öffentlichen Ordnung: Die beiden Delikte fielen in die Kompetenz des Synedrums und waren eigentlich ein und dasselbe.

Die gleiche Verzahnung von Religion und Politik findet sich in den beiden Strömungen, die die öffentliche Meinung unter sich teilten: *Pharisäer* und *Sadduzäer*. Diese Namen bezeichnen sowohl eine Partei als auch eine Art Sekte; sie stellen gleichzeitig eine bestimmte Auffassung des religiösen Lebens und eine bestimmte Haltung gegenüber den politischen Gewalten dar. Diese zwei Strömungen hatten sich ganz folgerichtig aus der politischen Lage entwickelt, in der das Volk Israel sich nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft befand. Wie es immer in einem besetzten Lande der Fall ist, hatten gewisse Elemente eine streng ablehnende Haltung gegenüber den fremden Einflüssen angenommen; andre, weniger unversöhnliche, hatten versucht, sich der gegebenen Situation anzupassen, soweit es möglich war. Die ersteren setzten sich für eine ernste Frömmigkeit und eine ständig gesteigerte Sittenstrenge ein; die ändern stützten sich auf die alten Überlieferungen und hielten sich in ihrem religiösen Leben an die hauptsächlichsten Vorschriften, ohne die an sich schon großen Härten des Gesetzes noch zu verschärfen.

Die Pharisäer stammten von jenen *Chassidim* ab, die die Seele des Widerstandes gegen die auflösenden Kräfte gewesen waren, als die makabäische Dynastie anfang, den fremden Einflüssen zu erliegen. Es ist nicht leicht, sie gerecht zu beurteilen, da wir die schrecklichen Anklagen, die Jesus gegen sie schleuderte, im Gedächtnis haben. Waren sie alle „Heuchler“, alle „übertünch-

te Gräber“? Es ist zu bezweifeln, dass Jesus sie alle in Bausch und Bogen verdammt hat: Übrigens ist ja auch Paulus, sein Apostel, aus ihren Reihen hervorgegangen. Ihre Rolle war nützlich und wichtig, denn sie schützten, mehr als sonst irgendwer, die Unversehrtheit des geistigen Erbes: aber Gewiss waren sie in dem Übermaß des Hochmuts und dem Buchstabenkult, in dem sie sich zwei oder drei Jahrhunderte lang eingemauert hatten, schließlich verknöchert.

Sehr oft stammten sie aus dem Volke, und viele von ihnen betrieben ein Handwerk, waren Fleischer, Soßenhändler, Hirten, Holzfäller, Schmiede. Obwohl das Evangelium häufig „Schriftgelehrte und Pharisäer“ in das gleiche Verdammungsurteil einschließt, waren die Pharisäer in ihrer Mehrzahl keine berufsmäßigen Schriftgelehrten, und man kennt Schriftgelehrte, Gesetzeskundige, die keine Pharisäer waren. In der Religion bemühten sie sich, den „schmalen Weg“ zu suchen; man könnte sie Puritaner oder Jansenisten nennen, wenn solche Vergleiche nicht viel Gezwungenes hätten. Sie mussten überall durch ihre Sittenstrenge, durch ihre ernste Miene sowie durch die Gewohnheit, die „Tephillim“ den ganzen Tag an den Schläfen zu tragen (während der gewöhnliche fromme Jude diese Schächtelchen, die Gesetzesverse enthielten, nur zum Gebet anlegte) und durch ihre langen, schmucklosen Gewänder auffallen. Sie flohen, wie sie sagten, selbst den Schein des Bösen. Selbstverständlich untersagten sie die Heirat, ja selbst den Verkehr mit den Heiden. Sie betraten das Haus eines Römers nur aus zwingenden Gründen und reinigten sich nachher ausgiebig. Man muss noch hinzufügen, dass die kleinliche Beobachtung der Gesetzesvorschriften bei ihnen bis ins Absurde ging.

Kennt man einige dieser kriegerischen Frommen um die Zeit des 1. Jahrhunderts? Der große Hillel, der im vergangenen Jahrhundert der Ruhm der pharisäischen Gemeinschaft war, lebte nicht mehr. Aber sein Enkel, Rabbi Gamaliel, lehrte bestimmt um diese Zeit: ein sanfter, gemäßigter Mann, dessen schwächerer Körper seinen Glaubenseifer nicht beeinträchtigte. Der fanatische Rabbi Johanan ben Zakkai machte ihm Konkurrenz; er war damals siebzig Jahre alt, lebte aber noch ein halbes Jahrhundert und brachte seine Zuhörer zum Erzittern vor Begeisterung und leidenschaftlicher Frömmigkeit. Auch war Rabbi Eleazar ben Azaria da, ein Priester, der von Esdras abstammte und von dem man versicherte, er

könne über dieselbe Schriftstelle dreihundert verschiedene Auslegungen improvisieren: und Rabbi Josua ben Hanania, der als ganz kleines Kind seine Wiege in die Synagoge getragen hatte, um das Wort Gottes zu hören; und auf einem Berge über dem See Tiberias lebte Rabbi Joseas, der Galiläer, ein berühmter Ausleger des Gesetzes, und noch andere ... Alle hatten mit einer durch unablässiges Studium der Heiligen Schrift gesteigerten Geistesschärfe eine Unzahl von Erläuterungen, Glossen und Problemen daraus geschöpft. Waren sie, wie manche Kasuisten, dabei auf den Punkt gelangt, wo die äußerste Spitzfindigkeit im Detail die großen Hauptlinien aus dem Gesicht verliert und, wie manche Fromme, auf den Punkt, wo der Schein des Guten so viel Freude macht, dass er von der Übung der Tugend entbindet? Das wirft ihnen Jesus vor. Aber ihr frommer Eifer machte aus der Religion ein wesentliches Element der Politik Palästinas gegenüber Rom. Eine „heilige Liga“, so hat P. de Grandmaison sie mit einem alles umfassenden Wort definiert.

Was die Sadduzäer anlangt, die sich von einem gewissen Sadok herleiteten, einem Hohenpriester zur Zeit Davids und Salomons, so waren sie genau das, was wir heute die „Gutgesinnten“ nennen. Da sie sich aus den begüterten Schichten rekrutierten, die zu allen Zeiten und in allen Ländern der Meinung sind, dass die großen geistigen und patriotischen Abenteuer es nicht wert sind, dass man ihnen eine wohlverworbene Behaglichkeit opfert, billigten sie den allzu heftigen Widerstand gegen die fremden Mächte nicht, denen man doch zugestehen musste, dass sie die Ordnung in Kanaan aufrechterhielten. Bernanos würde sagen, dass sie als „Gutgesinnte“ immer dem „kleineren Übel“ nachliefen. Deshalb waren sie aber nicht etwa schlechte Juden: Nur zogen sie es vor, sich in religiösen Dingen an das Gesetz zu halten – besonders da, wo es für sie günstig war –, und hatten nur Verachtung für die dogmatischen Auswüchse, die auf dem alten, von Moses gepflanzten Baum wucherten. Sie glaubten ebensowenig an die Spitzfindigkeiten der Pharisäer in der Heilighaltung des Sabbats, wie an die allzu neuen Lehren jener, die behaupteten, es gebe ein Leben jenseits des Grabes, und sogar, die Toten würden eines Tages auferstehen. Der Prediger mit seiner resignierten Lebensweisheit sowie viele sehr lebenskluge Sprüche geben ihrer Geisteshaltung Ausdruck. Damit begeistert man

die Menge nicht, und die Zufriedenen sind selten hinreißende Führer. Daher war damals ihr Einfluss auffallend im Schwinden begriffen. Je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr verdrängten die Radikalen des ändern Lagers sie von der Bühne, was Israel übrigens nicht zum Wohle gereichen sollte.

So wirkte sich die Scheidung der Geister zu der Zeit aus, als Jesus das Wort zu verbreiten begann. Auf der einen Seite standen die Pharisäer, auf der ändern die Sadduzäer. Die Zeloten sind, wenn man will, nichts anderes als die äußerste Linke der pharisäischen, die Herodianer die äußerste Rechte der sadduzäischen Richtung. Aber man muss beachten, dass der eine wie der andere Teil dieser Führungsschicht sehr geschlossene und hochmütige Minoritäten darstellten. Die einen, weil sie sich von Gotteserkenntnis erfüllt wussten, die ändern einfach, weil sie die Besitzenden waren, hegten die gleiche Verachtung für das niedrige Volk, den gemeinen Haufen.

Man nannte die Angehörigen der Unterklassen *Am-ha-arez*, was soviel wie „Landvolk“ bedeutet, aber in der Praxis hatte diese Bezeichnung etwas sehr Herabsetzendes. Die *Am-ha-arez* wurden von den pharisäischen Gesetzeslehrern für nicht besser als die Heiden angesehen. Waren diese Tölpel nicht voller Schmutz im rituellen Sinn? War von den Feldfrüchten, die sie verkauften, der vorgeschriebene Zehent entrichtet worden, kam ihr Fleisch von rituell geschlachteten Tieren? Man hielt sie sich besser ganz vom Leibe. Und was die Sadduzäer betrifft, so hegten sie für diese „Schmutzfinken“ die Verachtung, die dekadente Adelsklassen immer zeigen, sobald sie den Zusammenhang mit der nährenden Scholle verloren haben. Gar manche von diesen Landleuten waren nicht arm – im Evangelium ist die Rede von einem Bauern, der fünf Paar Ochsen hat –, aber alle fühlten sich gedemütigt.

Dieser soziale Zustand war von größter Bedeutung. Zwischen den Klassen herrschte in Israel tatsächlich ein verkappter Kriegszustand. Im Evangelium des hl. Johannes sagen die Pharisäer hasserfüllt: „... dieses Volk – verflucht sollen sie sein! –, das das Gesetz nicht kennt“ (Joh. VII, 49), und Rabbi Akiba, der im 2. Jahrhundert einer der Sterne der pharisäischen Sekte war, erzählt, dass er, als er noch nicht zu ihnen, sondern zum »Landvolk« gehörte, einen solchen Hass gegen die Gelehrten fühlte, dass er, wenn ihm einer in die Hände gefallen wäre, ihn wie ein Esel gebis-

sen und ihm die Knochen zermalmt hätte. Die Gelehrten ihrerseits sprachen ihre Meinung über die Am-ha-arez nicht weniger unverblümt aus; Rabbi Jonathan riet, die Leute, die das Gesetz nicht kennen, „in Stücke zu hacken wie einen Fisch“: Rabbi Eleazar erklärte, man müsse sie wirklich zerhacken, nicht nur schlachten, weil das Wort „schlachten“ noch einen religiösen Beigeschmack habe! Und alle stimmten darin überein, dass es am Sabbat nicht verboten sei, einem Am-ha-arez einen Messerstich zu versetzen. In der *Encyclopaedia Judaica* kann man im Artikel „Am-ha-arez“ die Schlussfolgerung eines jüdischen Schriftstellers, S. Bialoblotzki, lesen: „Diese Spaltung trug viel dazu bei, die neue Sekte der Christen zu stärken. Bei ihnen fand das ‚Landvolk‘

Liebe und freundlichen Willkommen, während sie von Seiten der Gebildeten nur die brutalste Zurückweisung erfuhren. Das Christentum forderte von denen, die sich ihm zuwandten, nicht die strenge Gesetzestreue der Pharisäer, sondern es trug den Lebensbedingungen des galiläischen Volkes besser Rechnung.“ Pharisäer, Sadduzäer, Am-ha-arez – zwischen diesen drei Elementen führte Jesus seine Mission durch, so wie für ihn später als Angeklagten der Hohepriester und das Synedrium zuständig waren.

HENRI DANIEL-ROPS
Aus: JESUS, DER HEILAND IN SEINER ZEIT (III)



Das Volk, das im Dunkel lebt, sieht ein großes Licht; über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf. Du erregst lauten Jubel und schenkst große Freude. Man freut sich in deiner Nähe, wie man sich freut bei der Ernte, wie man jubelt, wenn Beute verteilt wird. Denn wie am Tag von Midian zerbrichst du das drückende Joch, das Tragholz auf unserer Schulter und den Stock des Treibers. Jeder Stiefel, der dröhnend daherstampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft ist groß und der Friede hat kein Ende. Auf dem Thron Davids herrscht er über sein Reich; er festigt und stützt es durch Recht und Gerechtigkeit, jetzt und für alle Zeiten.

Buch Jesaja 9,1-6

Die jüdische Erwartung des Messias

Aus diesem ganzen Komplex von Überzeugungen und Gefühlen war allmählich im Verlauf der Jahrhunderte der große Gedanke erwachsen, der wie ein belebender Atem die Brust des letzten Hebräers mit wunderbarer Hoffnung schwellte. Wenn Israel wirklich das auserwählte Volk war und es auf der Hand zu liegen schien, dass es sich diese Huld durch nichts verscherzt hatte, so musste Gott ihm eines Tages doch seinen Lohn geben. Selbst dieses Schweigen, in das der Ewige sich verschloss, musste einen Sinn haben, der später offenbar werden müsste. Die Zeugenschaft, die das Volk der Verheißung seit Abraham auf sich genommen hatte, konnte ihm nicht entzogen sein; der Tag musste kommen, an dem es in seiner ganzen Glorie vor den Augen der Völker erscheinen sollte, für immer von aller Unbill befreit.

Gewiss entsprach dieser Vorstellungskomplex nicht einer klaren Idee, und wenn man ihn genauer bestimmen will, verfällt man rasch einem bloßen Schema. Es war viel eher ein ungeheures Ahnen, das sich zu wiederholten Malen durch die Stimme der Propheten kundgetan hatte, das die Volksseele mit einer unerschütterlichen Gewissheit aufrechterhielt und von dem man keine logische Definition verlangte. Die mächtigsten Mythen sind verschwommen, und mit klaren Ideen führt man die menschlichen Gemeinschaften nicht ihrem Schicksal zu.

Wann würde diese „Erlösung“ Israels kommen? Man wusste es nicht. Manche sahen sie in der Form einer Erhebung gegen die Fremdherrschaft, in der Art der Makkabäerkriege: diesmal sollte sie die endgültige Befreiung bringen. Andere meinten, der Triumph würde sich erst in letzter Stunde vollziehen: dann werde der Herr der Heerscharen kommen und die Völker in seinem brennenden Zorne richten. Dem in Herrlichkeit wiederaufgerichteten Israel werde das Israel der künftigen Zeiten entsprechen.

Doch immer häufiger verband man dieses jenseitige Geschehen mit dem Kommen eines wunderbaren Wesens, des *Gesalbten* des Herrn, auf aramäisch *Maschiach*, Messias, auf griechisch *Christos*. Von diesem Erhofften wusste man nichts Genaues auszusagen. Der Ausdruck war unbestimmt und gestattete die Verkörperung

widersprechender Hoffnungen! Im ganzen Alten Testament, in dem er dreißigmal angewendet wird, bezieht er sich bald auf einen König, bald auf einen Priester, auf einen Patriarchen, ja sogar auf Cyrus den Großen. In dem Sinn, den wir ihm heute geben, findet man ihn nur ein einziges Mal, an einer Stelle bei Daniel (IX, 25). Wird er der Träger des verzehrenden Feuers sein oder der Spender des unerschöpflichen Manna? Man weiß es nicht. Man weiß nur, dass er kommen, dass sein Auftreten für Israel das Ende der Heimsuchungen bezeichnen wird. Wie groß war daher die Liebe, die man ihm entgegenbrachte, ihm, dem Treuhänder der heiligen Versprechungen, dem Bürgen des göttlichen Schutzes, dem Gebenedeiten des Herrn! Die Frommen in Israel lebten von der Hoffnung auf ihn, und der Gottloseste hätte es nicht gewagt, öffentlich einen Zweifel daran laut werden zu lassen, dass er eines Tages kommen muss.¹

Es genügt, das Evangelium aufzuschlagen, um zahlreiche Beweise für diese einhellige Überzeugung zu finden. Apostel oder Pharisäer, gemeines Volk oder Priester, alle sprechen von dem Kommen des Messias wie von einer unzweifelhaften Tatsache. Es ist die erste Frage, die seine Zuhörer an Johannes den Täufer stellen: „Bist du der Messias, ja oder nein?“ Und sogar in einem Land der Häretiker, in dem gottlosen Samaria, spricht die Frau beim Brunnen, mit der Jesus sich unterredet, davon wie von einer ganz selbstverständlichen Sache: „Ich weiß, dass der Messias kommen wird.“

Indessen sollte diese messianische Strömung, die für das Judentum von so wunderbarer Hilfe war und so viel edles Empfinden in sich trägt, das auserwählte Volk in die tragische Sackgasse führen, aus der es nie mehr herausgekommen ist.

¹ Es erregte jedoch mitunter einige Ironie, dass der Messias so lange auf sich warten ließ. Ein Pharisäer schrieb die bitteren Worte: „Wenn du gerade dabei bist, ein Steckreis zu setzen, und man dir in diesem Augenblick den Messias verkündet, führe deine Arbeit zu Ende; du wirst noch Zeit genug haben, ihm entgegenzugehen!“ In der volkstümlichen Ausdrucksweise der Juden jener Zeit bedeutete „bis zur Rückkehr des Elias“ soviel wie ein Vertrösten auf den „Sankt-Nimmerleins-Tag“.

Wenn der Fromme versuchte, sich im Lichte der heiligen Texte das Wesen des Messias vorzustellen, so erschien er für gewöhnlich unter dem Bilde eines Feldherrn, der das Volk der zwölf Stämme zum Siege führte, ein stolz prunkender König, an dessen Ruhm Israel teilhatte. An einer charakteristischen Stelle der *Targumin*, rabbinischer Kommentare zum Gesetz, wird er so beschrieben: „Wie schön ist der König, der Messias, der aus dem Hause Juda hervorgehen soll! Er gürtet seine Lenden, er schreitet in die Ebene, er beginnt den Kampf gegen seine Feinde und bringt die Könige zu Fall!“ Oft wurde seine Herrschaft in den Farben des friedlichen Glücks gemalt; so auch an jener Stelle der *Psalmen Salomons*, einer apokryphen Schrift aus dem 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung: „Er wird das heilige Volk in der Gerechtigkeit vereinen, er wird die geheiligten Stämme regieren: er wird keine Ungerechtigkeit in ihnen belassen, und kein Frevler wird in ihrem Schöße weilen. Denn Gott hat ihn mächtig gemacht im Geiste der Heiligkeit und reich durch die leuchtende Gabe der Weisheit. Selig diejenigen, die zu jener Zeit leben werden! Sie werden Israel frohlocken sehen und seine Stämme wiedervereint.“ Aber es kam auch vor, dass jenen paradiesischen Vorstellungen andere vorgezogen wurden, in denen sich der ganze Groll, die Wildheit und Wut eines gedemütigten Volkes ausdrückten: Da erschien der Messias wie eine Art Attila, der „die Völker zermalmt mit einer eisernen Keule“, der sie in Stücke schlägt wie „sein Geschirr der Töpfer“, der die Köpfe einschlägt, „die Leichen in weiten Landstrichen aufhäuft“ und mit „spitzen Pfeilen die Herzen der Feinde“ durchbohrt! (Ps. II, XX, XLV).

Man muss zugeben, dass man vom Geist ganz besonders hätte erleuchtet sein müssen, um Christus in diesen prophetischen Beschreibungen wiederzufinden! Und doch war in der Schrift auch das Bild des gedemütigten, des gepeinigten, sühnenden Opferlammes. In dem unendlichen Ahnen Israels war auch die Gestalt des Messias voll Demut, der „reitet auf einem Esel, auf einem Füllen, auf einem Eselsfüllen“ (Zacharias IX, 9), und mehr noch, die Gestalt des Erlösers, der sein Leiden und seinen Tod für das Heil der Welt darbringt. In einer wunderbaren Stelle bei Isaias war Christus am Kalvarienberg schon ganz enthalten (s. „Lieder vom Gottesknecht“).

Konnte zwischen diesen beiden Bildern, dem des siegreichen Königs und dem des geopfert

Lammes, ein Volk zögern, das den Stolz seines übernatürlichen Geschickes stets in sich getragen hatte und von seinem Unglück in der Zeit dazu getrieben wurde, die Rache zu ersehnen? Man müsste ein schlechter Kenner der menschlichen Natur sein, um sich über die Wahl, die die meisten Juden treffen mussten, zu wundern. In Vergessenheit gesunken, wird die Prophezeiung des Isaias erst nach dem Kreuz als die entscheidende Erklärung erscheinen. So sah die jüdische Seele aus in den Tagen, da Johannes der Täufer lehrte. Ganz durchtränkt von Frömmigkeit, geschwellt von einer wunderbaren Erwartung. Und müsste diese Erwartung nicht von Tag zu Tag angstvoller werden? Man las immer wieder den Text, in dem Daniel verheißen hat, dass am Ende von Sechshundsechzig „Jahreswochen“ die Heimsuchungen Israels aufhören, dass „die Sünden weggenommen, die Missetat gesühnt, ewige Gerechtigkeit herbeigeführt“ und dass dann „Gesicht und Weissagung erfüllt und der Allerheiligste gesalbt“ werde. Waren sie zu Ende, die „Jahreswochen“? War die Erfüllung der Zeiten nahe? Neigte sich das Harren seinem Ende zu? (Daniel IX, 24, 26).

Nur unter einer Voraussetzung hätte den Juden die Binde von den Augen fallen können: wenn sie in Jesus den Messias, den von der Vorsehung Gesandten erkannt hätten, auf den ihr Herz mit Sehnen und Verlangen harrete. Wir wissen aber, dass die große messianische Idee einen ganz andern Charakter erhalten hatte und nur unter einem einzigen Bilde vorgestellt wurde: dem des triumphierenden Königs, des siegreichen Führers, der den zwölf Stämmen ihre Unabhängigkeit wiedergeben und ihnen ermöglichen würde, an ihren Feinden die lang erwartete Rache zu nehmen. Das andere Bild, das wahre, das Bild des leidenden Messias, des demütigen Opferlammes, dessen Hinopferung den wahren Sieg bedeutete, war in eine Vergessenheit zurückgedrängt worden, in der der ganze jüdische Hochmut es zu erhalten trachtete. Und da erscheint eine der erschütterndsten Seiten der Tragödie, die sich vorbereitet: je elender, gedemütigter, niedergeschlagener Jesus wird, desto stärker wird der Hass der Juden gegen ihn, weil sein Anspruch, der Messias zu sein, ihnen wie eine Beschimpfung des hinreißenden Bildes erscheint, an dem sich ihre Hoffnung nährt. *Ecce homo!* ruft ihnen Pilatus zu, indem er ihnen Jesus, entstellt von den

Schlägen, bedeckt mit Blut und Speichel, zeigt, und hofft auf eine Regung des Mitleids. Doch die Juden brüllen: „Ans Kreuz!“

Geheimnis des Geschickes Israels! Gerade aus der Haltung heraus, in die es im Laufe der Jahrhunderte gedrängt wurde, um den Auftrag zu bewahren, der ihm anvertraut war, kommt dieses Volk zu dieser tragischen Ablehnung Jesu. Was ihm zweitausend Jahre lang ermöglicht hatte, für die Offenbarung Zeugnis abzulegen, sollte bewirken, dass ihm diese Offenbarung unvollendet blieb. Es wäre fast unvorstellbar, dass dieses Volk – das Volk eines Bundes –, das im Schutze des Buchstabens gelebt hatte, sich mit einem Schlage der Religion des Herzens zuwenden könne und bereit sei, zu glauben, dass „der Buchstabe tötet und der Geist lebendig macht“. Noch unvorstellba-

rer wäre es, dass das Volk, dessen Nationalstolz seine beste Waffe gewesen war, plötzlich die Lehre der Demut und der allumfassenden Liebe annehme. Doch bleibt nicht auch hier seine tragische Rolle ein Werk der Vorsehung? Nur im Transzendenten lässt sich eine Erklärung für dieses Geheimnis geben; denn ohne diese Ablehnung wäre der Auftrag Jesu nicht vollendet worden, da er nicht jenes andere Geheimnis eingeschlossen hätte, das aus dem ersten hervorgeht: die Erlösung durch das Blut.

HENRI DANIEL-ROPS

Aus: JESUS, DER HEILAND IN SEINER ZEIT (I), (IX)

ÜBERSETZUNG: MARTHA FABIAN, HILDE HOEFERT

